335. XXXIV. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Dienstag, 4. Juli 1905

5 Pf.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Die staatliche Bevorzugung der ndwirtschaftlichen Genossenschaften.

Die schwere Ungerechtigkeit gegen Handel und Industrie, in der staatlichen Bevorzugung der landwirtschaftlichen Genossenschaften liegt, macht sich den beteiligten verbetreibenden je länger je mehr fühlbar. Ganz gewiß nen Handel und Industrie der Landwirtschaft alle mögstaatliche Förderung. Aber diese darf doch unter Umständen soweit gehen, daß andere Erwerbsge dadurch schwer geschädigt, ja in ihrer Lebensgkeit bedroht werden. Wo das geschieht, da dient die tliche Förderung des landwirtschaftlichen Genossenschaftsens nicht dem Allgemeinwohl, sondern sie untergräbt Mit unangreifbarer Objektivität wird diese Konsequenz übertriebenen staatlichen Begünstigung der Agrargenossenten zu dem eben erschienenen Jahresberichte der in Stolp Pommern domizilierenden Handelskammer für den erungsbezirk Köslin nachgewiesen. Da heißt es unter eren:

„Für die Besserung der Geschäftslage ist kennzeichnend, daß der ruck des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens auf die bisherigen Betriebsformen von Handel und Gewerbe an manchen Stellen weniger empfunden ist als sonst, und daß daher Stimmen aut geworden sind, als habe es seinen Höhepunkt überschritten. uch wenn diesen vereinzelten Urteilen nicht eine überwältigende Mehrheit entgegengesetzt lautender gegenberstände, die fast aus allen Geschäftszweigen kommen, stellen weniger empfunden ist als sonst, und daß daher Stimmen laut geworden sind, als habe es seinen Höhepunkt überschritten. Auch wenn diesen vereinzelten Urteilen nicht eine überwältigende Mehrheit entgegengesetzt lautender gegenüberstände, die fast aus allen Geschäftszweigen kommen, ist doch nicht überdrücken, wie weit ihr später eine aus dem Genossenschaftswesen erwachsende Kräftigung der Landwirtschaft zugute kommen wird.

Demnach hat die Handelskammer die Verpflichtung, immer von neuem den Ruf nach Beseitigung der Bevorzugung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens zu erheben und der durch sie hervorgerufenen bitteren Stimmung Ausdruck zu verleihen, deren Grad anscheinend vielfach unterschätzt wird. Mit den hier und da angestellten Versuchen, die Bevorzugung als nicht vorhanden zu erweisen, läßt sich gegenüber den harten Tatsachen, welche die Betroffenen Tag für Tag erleben, nichts ausrichten. Weist man darauf hin, daß Handel und Industrie sich die billigen Gelder der Preußischen Centralgenossenschaftskasse ebensogut zunutze machen können, so übersieht man, daß dies durch ihren ganz anders gearteten, individualistischen Betrieb im großen und ganzen unmöglich gemacht wird, zu dem der genossenschaftliche Gedanke den Gegensatz bildet; nicht umsonst heißt es in parteiloser Darstellungen, daß die Centralgenossenschaftskasse „insbesondere den Personalkredit der kleineren Landwirte und Handwerker fördern soll;“ auf die Kreise und Handel und Industrie ist die ganze Einrichtung wahrlich weder berechnet noch zugeschnitten. Ebensowenig trifft die Verteidigung der steuerlichen Sonderstellung der Genossenschaften den Kern der Sache. Man bildet sich da gewisse Begriffsbestimmungen und folgert aus ihnen, daß die Genossenschaften, die von ihnen erfaßt werden, nicht als Gewerbebetriebe zu gelten hätten und darum ihre Freilassung von der Gewerbesteuer berechtigt sei. Wer die Kontore von landwirtschaftlichen Konsumvereinen mit ihrem kaufmännischen Personal, die sonstigen Geschäftsräume, Speicher u. s. w. betrachtet, ihre gewaltigen Umsätze beobachtet, oder wer etwa eine Molkereigenossenschaft ihre Artikel durch zahlreiche Wagen und Läden vertreiben sieht und in ihren Bilanzen die vielstelligen Zahlen liest, dem bleibt es unverständlich, warum eine Getreidehandlung, ein Düngemittelgeschäft, ein kleiner Milchladen zwar als Gewerbe angesehen und zur Gewerbesteuer herangezogen werden, warum aber jene mächtigen, um das Vielfache größeren genossenschaftlichen Unternehmungen kein Gewerbe sein sollen! In der Tat hat man sie denn auch von anderen Begriffsbestimmungen ausgehend mit gleicher Sicherheit für Gewerbebetriebe erklärt.“

Jeder Kaufmann und jeder mittlere Industrielle wird diese Bemängelungen ohne weiteres als zutreffend unterschreiben. Aber nicht genug, daß die Genossenschaften durch billigen Staatskredit und durch ihr Steuerprivileg den privaten Betrieben gegenüber ganz erhebliche Vorteile genießen: Sie werden, wie in diesem Blatte oft genug festgestellt worden ist, durch die leichten staatlichen Kreditbedingungen auch zu allerhand gewagten geschäftlichen Experimenten verleitet, die in der Regel fehlschlagen. Das aber bedeutet mit der Schädigung der einzelnen Genossen auch eine Schädigung des Handels und der Industrie insofern, als die Kaufkraft der Mitglieder der finanziell mißleiteter Genossenschaften sinkt. So werden Handel und Industrie durch die staatliche Bevorzugung der Genossenschaften doppelt und dreifach geschädigt und haben dafür nur das odiöse Privileg, obenein noch an den Staat Steuern zu entrichten. Das läuft am letzten Ende darauf hinaus, daß Handel und Industrie durch ihre Steuern ihre schädlichen Genossenschaftskonkurrenten mit immer neuen Geldmitteln versehen. Denn eben diese Steuereinnahmen dienen dem Staat dazu, die billigen Genossenschaftskredite zu gewähren. Dieser circulus viliosus muß beseitigt werden, zumal in einem Staate, dessen Dynastie als erste aller Dynastien das Suum cuique zu ihrem Wahlspruch und Regierungsgrundgesetz erhoben hat.

---

* Aus **Deutsch-Ostafrika** bringen Briefe **Robert Kochs**, des großen medizinischen Forschers, **sehr erfreuliche und wichtige Mitteilungen.** Koch hält sich seit Anfang dieses Jahres im Innern Ostafrikas auf, um dort Studium über das Rückfallfieber, die Pest und die Tsetsekrankheit zu machen. Im April gelang es ihm, die Uebertragung des Rückfallfiebers auf Menschen durch eine kleine Art von Sandzecken festzustellen. In einem in der K. Ztg. abgedruckten Privatbriefe Kochs aus Iringa, der Hauptstadt von Uhehe, teilt der Gelehrte unterm 26. April unter anderem folgendes mit:

Von Kilossa habe ich Dir gemeldet, daß ich nach Iringa gehen würde. Der Marsch hierher war manches Mal recht beschwerlich; durch fast undurchdringliches, vom Regen triefendes Schilfgras, über zusammengebrochene Brücken und hohe, steile Berge. Die Brücke über den Ruahafluß war bis auf einen kleinen Rest vom hochgehenden Strom wegerissen, und wir mußten in Einbäumen in lebensgefährlicher Weise übergesetzt werden. Aber nun habe ich das Ziel erreicht und bin in dem berühmten Lande Uhehe. Berühmt durch die vielen Kämpfe, die geschlagen wurden, um das streitbare Volk der Wahehe zu unterwerfen und besonders durch sein Klima, das für europäische Ansiedelung sehr geeignet sein soll. Und das ist es in der Tat, soweit ich es hier jetzt kennen gelernt habe. Es ist hier recht kühl, obwohl wir noch nicht in der eigentlichen Trockenzeit sind. Später soll es noch viel kälter werden. Ich habe mich recht warm anziehen müssen, um nicht zu frieren. Beständig weht ein kräftiger Wind, der Leib und Seele auffrischt. Mir kommt es so vor, als sei ich in einem Alpenkurort oder in Norwegen.

Weiter heißt es in dem Briefe:

In letzter Zeit habe ich wieder verschiedene interessante Beobachtungen und Entdeckungen gemacht. So habe ich den Tsetseberd gefunden, durch den unzählige Rinder auf ihrem Wege von Uhehe nach der Küste ihren Tod gefunden haben, und es erscheint mir sicher, daß derselbe durch einfache Maßregeln unschädlich gemacht werden kann. Was aber von großer Wichtigkeit ist, es ist mir gelungen, in den Tsetsefliegen die Trypanosomen nachzuweisen und sichere Anzeichen dafür zu finden, daß diese Parasiten in den Fliegen einen eigentümlichen Entwickelungsgang durchmachen. Ich hoffe, daß ich auf dem Rückmarsche die Entdeckung noch weiter verfolgen, vielleicht abschließen kann. Auf jeden Fall wird sie mich noch intensiv beschäftigen. Außerdem habe ich hier über Küstenfieber und Pest wertvolle Beobachtungen gemacht, die für das Land sicher von großem Nutzen sein werden.

Gesundheitlich geht es mir vortrefflich, und da ich auch wissenschaftlich unverhoffte Erfolge gehabt habe, so bin ich von dem bisherigen Verlaufe meiner Expedition sehr befriedigt.

Inzwischen ist Koch wieder an der Küste, in Daressalam, eingetroffen. In einem vom 10. Juni datierten Briefe betont er nochmals, daß die Reise für ihn außerordentlich glücklich und erfolgreich verlaufen ist, und daß er einige recht wertvolle wissenschaftliche Entdeckungen gemacht hat. Er beabsichtigt, zu weiteren wissenschaftlichen Forschungen sich noch länger in Deutsch-Ostafrika aufzuhalten. Das für unsere Kolonialwirtschaftspläne wertvollste wissenschaftliche Ergebnis der unermüdlichen Tätigkeit des greisen Forschers ist sicherlich die Ermittelung der Trypanosomen in den Tsetse fliegen. Durch diese Entdeckung eröffnen sich ganz neue Aussichten für eine wirklich erfolgreiche Bekämpfung der Tsetsekrankheit, dieses größten Hindernisses einer gesicherten wirtschaftlichen Entwickelung des subäquatorialen Afrika. Koch selbst hat bekanntlich den Hauptmangel des von ihm entdeckten Immunisierungsverfahrens gegen die Tsetsekrankheit ermittelt: die immunisierten Tiere behalten ihre Eigenschaft als Infektionsträger der Tsetsekrankheit. Seine neue Entdeckung wird den Anstoß zu einem anderen Verfahren gegen die Tsetsekrankheit, zu der Vernichtung der Tsetsefliegen, geben, zu der sich geeignete Mittel wohl werden finden lassen.

Die offizielle Darstellung der Vorgänge in Odessa.

Der russische Regierungsbote veröffentlicht eine amtliche Mitteilung über die Unruhen und über die Meuterei auf dem „Knjäs Potemkin“. In der Mitteilung heißt es:

Am 25. v. M. hielten Abgeordnete verschiedener Fabriken eine Versammlung ab, um den allgemeinen Ausstand zu erklären. Nach Mitteilungen, die der Polizei zugegangen waren, befanden sich unter den Abgeordneten auch Mitglieder des sozialistisch-revolutionären Lokalkomitees. Die Teilnehmer an der Versammlung wurden deshalb verhaftet. Bei einem der Verhafteten wurde ein Brief vorgefunden, aus dem die Absicht hervorging, den örtlichen Polizeikommissar zu ermorden. Am folgenden Tage wurden in der Nähe eines Polizeipostens zwei Personen verhaftet, von denen eine zwei Revolver bei sich hatte und ein Schriftstück, in welchem der Polizeikommissar zum Tode verurteilt wird. Am 27. Juni wurde ein anderes Mitglied der sozialistisch-revolutionären Partei verhaftet; in seinem Besitze wurden 14 Revolver mit Patronen gefunden. Am Abend desselben Tages wurde wieder ein Mann verhaftet, der eine Bombe bei sich trug. Bei seiner Verhaftung warf er die Bombe zur Erde; er selbst und ein Polizeibeamter wurden dabei getötet.

Am 26. v. M. versammelten sich Arbeiter in der Nähe einer Fabrik, um gegen die vorgenommenen Verhaftungen zu protestieren. Als sie zum Auseinandergehen aufgefordert wurden, warfen sie mit Steinen gegen die Polizei, rissen den Kommandanten einer herbeigeeilten Sotnie Kosaken vom Pferde und verwundeten ihn und schoffen dann auf die Truppen. Nachdem sie noch wehrmals zum Auseinandergehen aufgefordert worden, gaben 12 Kosaken eine Salve ab, wobei 2 Arbeiter getötet und einer verwundet wurde. Den ganzen Tag über durchzogen Arbeitergruppen die Straßen. Die Fabriken wurden gezwungen, die Arbeit einzustellen; es wurden Barrikaden errichtet und auf die Polizei geschossen; fünf Polizeibaracken wurden verwüstet. Am Abend besetzten die revolutionären Arbeiter eine Eisenbahnlinie in der Umgebung der Stadt; sie hielten einen Zug an, zwangen die Reisenden zum Aussteigen und zertrümmerten dann die Wagen. Im Verlaufe der Nacht wurde die Eisenbahnlinie vom Militär besetzt.

Gleichzeitig mit den Unruhen in der Stadt Odessa fanden solche auch unter der ländlichen Bevölkerung des Kreises Odessa statt. Doch kam es hier zu keinen Gewalttätigkeiten. Die Unruhen nahmen noch zu und arteten in offene Revolte aus, als das Panzerschiff „Knjäs Potemkin“ auf der Reede von Odessa eintraf. Vom Schiffe wurde ein Boot mit der Leiche eines Matrosen an Land geschickt. Die Leiche wurde auf der Mole niedergelegt, auf der Brust des Toten war ein Zettel befestigt, welcher besagte, der Matrose Omeltschuk sei von einem Offizier getötet worden, weil er sich wieder ein Gezeter und Geschrei angegangen, im Publikum und vor allem bei Euch, in der geschätzten Presse. Die Fahrer der elektrischen Bahnen, die Droschkenkutscher, die Polizisten, sie alle hätten wieder einmal herhalten müssen und hätten ihren Klaps bekommen für ihre Unfähigkeit und Unachtsamkeit. Und doch wären sie in diesem Fall wie in so vielen anderen nicht die wahrhaft Schuldigen gewesen! Das war allein die Frau, die unbesonnene Frau! Gewiß, ich geb' es zu, viele Berliner Droschkenkutscher sind recht minderwertige Fahrkünstler; der Verkehr der elektrischen Bahnen auf dem Potsdamer Platz ist bis an die Grenze des Möglichen gestiegen; und nicht jeder Berliner Schutzmann ist ein tüchtiger Helfer im Großstadtverkehr — aber viel ärger, viel unklüger als diese alle benimmt sich ein Teil des Publikums, ein Teil der Menschen, die zu Fuß einen Berliner Platz überqueren wollen. Erziehung des Publikums, Erziehung zum Großstadtverkehr, mit einem Bildwort: Erziehung zum Potsdamer Platz — das sollte die Parole sein! Das sollten Ihr Zeitungsleute unseren lieben Berlinern predigen!

Du weißt es, ich weiß es, und Tausende wissen es ebenso gut: man kann zu jeder Stunde, auch im ärgsten Verkehrstrubel, den Potsdamer Platz ungefährdet überschreiten, wenn man sich nur ruhig und besonnen, wie es sich für einen ausgewachsenen Menschen ziemt, benimmt. Nur einen Augenblick um sich sehen, von welcher Seite Wagen nahen; wenn es nötig, einen Augenblick warten; dann aber ruhig und gemessenen Schrittes und in möglichst gerader Linie über den Platz schreiten — und die schwere, die für viele anscheinend so schrecklich schwere Aufgabe ist gelöst! Natürlich ist es oft nötig, stehen zu bleiben und einen Wagen vorüber zu lassen: aber immer wieder, wenn man auf dem geraden Wege bleibt, öffnet sich vor uns die Bahn. Doch was tun statt dessen viele Leute? Wir haben's eben wieder gesehen! Da wird gelaufen, blindlings darauflosgelaufen mitten in das Gedränge hinein, da wird wie ein kopfloses Huhn jäh nach rechts

Die Erziehung zum Potsdamer Platz.

Von [Nachdruck verboten.]

Eduard Höber.

Wir saßen im Vorgarten des Café Josty, mein Freund Heinz und ich. Eine gemeinsame Liebe ist es, die uns hier dann und wann, zwischen Arbeit und Arbeit, zu einer schnellen Tasse Nachmittagskaffee zusammenführt; die gemeinsame Liebe zum Potsdamer Platz. Wir haben uns oft darüber ausgesprochen, was wir an dieser Stelle Berlins so lieben: es ist der hier so stark fühlbare Pulsschlag des Großstadtlebens. Noch mahnen drüben die beiden antikisierten Seitenhäuschen des alten Potsdamer Tores an die Zeit, da Berlin hier ein Ende hatte; noch steht am Ende der Potsdamerstraße das kleine mauerschmutzige Gebäude aus der Großväter Tagen; noch hat das Café Josty im Inneren nichts von dem protzenden Prunk und der ungemütlichen Größe der neuzeitlichen Kaffeehäuser angenommen. Aber vor diesen Zeugen aus der berlinischen Biedermeierzeit braust und lärmt und jagt nun — ein reizvoller Gegensatz — das Leben der jungen Millionenstadt einher. Braust und lärmt und jagt mit einer Kraft und Fülle wie nur noch an wenigen anderen Stellen Berlins.

Das ist es, was Freund Heinz und ich mit gleicher Innigkeit lieben. Fanatische Großstadtschwärmer, die wir sind, bereitet es uns ein Entzücken, dies Getriebe des Potsdamer Platzes zu schauen. Von vier Seiten elektrische Bahnen und Omnibusse, Wagen auf Wagen, ohne Pause; aus sechs, sieben Straßen Equipagen, Droschken, Automobile, Geschäftswagen, Fahrräder, kreuz und quer, in mühsam gemäßigter Hast; und dazwischen ein Gewimmel von Fußgängern, aus allen Richtungen kommend, in alle Richtungen strebend, reich und arm, alt und jung, Berlin in allen seinen Schichten: Großstadttreiben — je dichter, desto schöner. Wie wir das lieben!

So saßen wir zwei an diesem schönen Sommernachmittag an der Rampe des Josty-Gärtchens und blickten wieder einmal mit schweigendem Behagen in das lärmende, bunte Durcheinander des Potsdamer Platzes hinein.

Plötzlich schlägt Freund Heinz auf die Marmorplatte des Tisches, daß die Löffel auf den Untertassen klirren. „Die Frauenzimmer! Dies Frauenzimmer!“ zischt es in ehrlichem Aerger aus seinen Lippen.

Ich will ihn gleich ein für allemal in Schutz nehmen: Freund Heinz ist ein warmer Verehrer der Frauen, und er kämpft sogar tapfer für mancherlei Emanzipationsbestrebungen des weiblichen Geschlechts, aber darum ist er doch nicht blind geworden gegen offenbare Schwächen der Frauen, und niemals hält der Ehrliche, wenn seine Ueberzeugung ihn drängt, ein deutliches Wort der Mißbilligung oder des Aergers zurück. Und dies Mal war seine Empörung höchst berechtigt, und ich fühlte sie mit ihm. Wieder einmal hatten unsere Augen das gesehen, was man täglich, fast allstündlich am Potsdamer Platz wie an ähnlich verkehrsreichen Stätten Berlins beobachten kann: das törichte, verkehrte Verhalten eines Menschen, eines Fußgängers in dem Getriebe. Wieder einmal hatten wir gesehen, wie eine erwachsene Frau, die den starkbelebten Platz überschreiten wollte, anstatt erst nach allen Seiten um sich zu blicken und dann ruhig und besonnen ihren Weg zwischen den Wagen zu suchen, starr nur einem nahenden Straßenbahnwagen entgegengesehen und dann, den Blick in krampfhafter Angst an diesen Wagen gefesselt, über sein Geleise zu laufen begonnen hatte, und wie sie dabei einer Droschke blindlings unter das Pferd geraunt wäre, wenn nicht ein Schutzmann sie im letzten Augenblick zur Seite gerissen hätte.

Heinz war empört über das unklige Benehmen der Frau, das ihm sein geliebtes Großstadtbild trübte, und, getragen von der ganzen Lebhaftigkeit seines jugendlichen Temperaments, die so sympathisch bleibt, auch wenn sie ihn einmal zu einem schiefen oder übertreibenden Kraftausdruck verleitet, brauste ein sprudelnder Redebach aus seinem Munde gegen mich an.

„Hast Du's genau gesehen? Eine Kleinigkeit fehlte, und die Frau war von der Droschke überfahren! Und dann wäre